

(Nachdruck verboten.)

32]

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Als der Nachmittag sich neigte und die Bergwand angenehmen Schatten auf den Thälweg warf klopfte der geistliche Herr an die Eichelhütte. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, dort einzufehren; nur wenn er Herrn Schmitz nicht zu Hause wußte, dehnte er den täglichen Spaziergang bis Himmerod aus. Die alte Molleruine kannte er längst in- und auswendig, aber der Schmitz, der war ihm etwas Neues, ein Stück Welt, das in seine Vereinsamung gedrungen war. Dann saßen die beiden beim Gläschen Mostwein. Sie politisierten mit Vorliebe; Schmitz sprach in einem belehrenden Ton, schlug gern zur Bekräftigung seiner Rannegieherien auf den Tisch und wurde krakehlig, wenn man nicht seiner Meinung war. Der Pfarrer hörte zu mit stillem Lächeln; er war es gewohnt, sich den Verhältnissen zu fügen.

Heute politisierten sie nicht. Unentsaltet lag die Zeitung, der Sonnenstrahl, der sich durch das dicke Dach der Bäume bis zu dem steinernen Gartentisch stahl, blinzelte auf noch immer nicht geleerten Gläsern.

Ganz betümmert lehnte der geistliche Herr in seinem Stuhl; den einen Arm über die Lehne gehängt, den andern wie zur Abwehr erhoben, starrte er sein Gegenüber an. „Aber, Herr Schmitz, aber, aber! Der Riffert ist ein durchaus ehrlicher Kerl, für den kann ich bürgen. Wie schön hat er den Kirchenfrouleuchter repariert! Das war im vergangenen Herbst. Aus altem Zinn und Blei und der Himmel weiß was, hat er ihn wieder hergerichtet. Tag und Nacht hat er dran gearbeitet.“

„So.“ Weiter sagte Schmitz nichts, aber er spitzte die Ohren und pfliff in eigentümlicher Weise durch die aufeinander gebissenen Zähne.

„Nein, nein, auf den Peter lasse ich nichts kommen, der ist wirklich fromm. Wie oft treff' ich den nicht in der Kirche! Erst kürzlich sah ich ihn in andächtigem Gebet versunken vorm Altar unserer lieben Frau auf den Anien liegen. Und glauben Sie, daß er was dafür genommen hat, als er dazumal mit der Arbeit fertig war? Den Heiligen hat er's zu Gefallen gethan. Nur einen Vorstoß zur Anschaffung einiger notwendiger Werkzeuge hat ihm die Kirche gezahlt. Und die lieben Heiligen haben ihn ja auch sichtbarlich gesegnet, gleich darauf, mit einer Erbschaft. Nein, nein, lieber Herr Schmitz, ein bisschen leicht ist der Peter wohl, das liegt nun mal in den Verhältnissen“ — der Pfarrer stieß einen Seufzer aus — „da muß man sich eben mit abfinden. Aber sonst —!“

„So?“ Der Alte zog die Augenbrauen hoch und hob den dicken Zeigefinger. „Der Grünshnabel, das Verliner Großmaul lacht zwar dazu, aber ich“ — er schlug auf den Tisch — „ich weiß, wat ich weiß!“ Er war heftig geworden und ganz rot im Gesicht; jetzt hatte er seinen Kopf aufgelegt.

„Aber, aber . . . Herr Schmitz,“ sagte der Geistliche ganz Kleinlaut, „so ein guter Mensch wie Sie! Wie können Sie einen Nebenmenschen so verdächtigen?“

„Ich verdächtige ja gar keinen; ich sage bloß, wat ich weiß. Ich bin ein aufgekläarter Mensch, der sich in der Welt umjehnt hat. Hat mer auch erst nit in den Kopp gewollt, dat en Eifeler en so raffiniertes Luder sein sollt, aber mer is doch kein Efel. Ein juter Mensch braucht doch kein dummer Mensch zu sein. Ich will auch gar kein juter Mensch sein,“ schrie er krakehlig, „wer sagt Ihnen, dat ich en juter Mensch bin?!“

„Ach, Herr Schmitz“ . . . Der Pfarrer legte ihm begütigend die Hand auf den Rockärmel . . . „Sie haben ja erst gerade so was Gutes gethan, unsrer armen Kirche eine so reiche Spende gegeben . . .“

„Ich? Ne!“

„Thun Sie nur nicht so! Die rechte Hand soll freilich nicht wissen, was die linke thut.“

„Ich weiß nit, auf wat Sie anspielen, Herr Pfarrer, ich —“

„Ich habe den Thaler in der Büchse gefunden,“ sprach lächelnd der geistliche Herr. „Zur Ausschmückung des Altars

der Hochgebenedeiten! Zufällig schüttete ich gestern abend die Büchse aus — diesmal schon wieder nach ein paar Wochen — sonst thu ich's nur alle halbe Jahr, es lohnt sich nicht eher. Ihr Thaler war ein rarer Vogel unter den paar Kupferpfennigen!“

„Mein Thaler? . . . Dummerkei, ich bin doch nit toll! Wamnt' noch en Duzentknopp gewesen wär! Der Thaler is nit von mir.“

„Nicht von Ihnen? Aber —“

„Ne, wahrhaftig in's Gott!“

Verblüfft sahen sie einander an.

„Aber, aber“ — der Pfarrer faßte sich an die Stirn — „von wem kann der Thaler sein? Hier in Eifelschmitt, ein Thaler in der Kirchenbüchse! Mir steht der Verstand still.“

„Dat stauß ich,“ sagte trocken Herr Schmitz. „Mir scheint, der Spender von dem Thaler is nit so weit. Wamnt' einer zu fromm is, hört de Klugheit auf. Wat meinen Sie, Herr Pfarrer? Lassen mir mal jehen, ich möcht ihn mer doch emal anfuchen, den“ — er machte eine Pause und sah den andern bedeutungsvoll an — „den Thaler!“

Und sie giengen. Der geistliche Herr fast widerwillig, in sich gefehrt, ohne Wort, nur ab und zu den Kopf schüttelnd. Schmitz eilig, in einer gewissen neugierigen Spannung.

In des Pfarrers Studierstube ließ er sich mit einem Seufzer der Erleichterung in den alten Sessel fallen. „So, nun zeijen Se mal her!“

Mit zitternden Händen kramte der Geistliche in seinem tannenen Schreibtisch; erst hatte das Schloß nicht aufgehen wollen, dann fand er den Schlüssel zu dem Kästchen nicht, in dem er die Kirchentasse verwahrte. Der bloße Verdacht schon hatte ihn ganz außer Fassung gebracht. Endlich hatte er den Thaler; aufgeregt hielt er ihn Schmitz hin.

Dieser warf nur einen kurzen Blick darauf, nahm ihn dann in die Hand und ließ ihn auf die Platte des Tisches niedertollern. „Da haben wir't — falsch!“

„Aber wie kommt der in die Sammelbüchse für den Altar der Hochheiligsten?“ jammerte der geistliche Herr. „Ein falscher Thaler in die Kirche — oh, die Sünde!“

„Oh, die Dummheit!“ sagte der andre mit einer eigentlich etwas respektwidrigen Nachahmung im Ton.

„Wer kann das gethan haben?“ ächzte der Pfarrer und hielt sich den Kopf. „Keines meiner Veichtkinder, nein, nein!“

„Jedenfalls keines, dat en Weiberrock anhat!“

Schmitz betrachtete wieder den Thaler und brummelte vor sich hin: „Die sind ja hier so arm wie die Feldmäus bei Mißernt; um Weiber sind auch all viel zu geizig derzu — bleibt niemand übrig wie der Peter mit der Erbschaft. Schloffer is er auch noch obendrein. Sm, hm! — Freilich for so en dumm Luder hätt' ich den nit gehalten, geht un schmeißt beim Wuttergötteschen 'en Thaler rinn! Könnte eim fast irr machen. Sm, hm!“

„Er hat es nicht gethan, er kann es nicht gethan haben,“ stritt der Seelenhirt; er war so entsezt, als sei der Wolf über seine Schafe geraten. „Er hat es nicht gethan!“

„Werden mer ja jeh'n,“ sagte trocken Herr Schmitz. „Ich jeh' nach Wittlich!“

XIV.

Es ist gegen zehn Uhr Abend. Eine schwüle, dunkle Sommernacht; auf leisen Sohlen geht sie über die Flur.

Am Himmel flimmern die Sterne, matt, bis sie ganz verschwinden hinter undurchdringlichen Wolkenschichten. Nur zu ahnen sind die Berge; ins Ungeheuerliche vergrößert, schmelzen sie in Eins zusammen mit den Wolkenballen, die auf sie niederhängen. Die einzelnen Felsnasen, die an den Berglehnen vortragen, schauen frähenhaft verzerrt ins Thal. Wie ein schwarzer Raubvogel mit ausgebreiteten Schwingen hängt der Wald über'm Dorf, bereit, sich niederzustürzen und die Wehrlosen mit seiner Last zu erdrücken.

Bereinzelter Lichtschein blinzelte in den Hütten von Eifelschmitt. Die faulsten der Weiber schliefen schon, die wenigen faulen schafften noch im stillen; der Tag trödelte sich so hin, da mußte der späte Abend herhalten, denn lange konnten die Männer nicht mehr ausbleiben.

Hier wusch noch eine hinter dem mit alten Fetzen verhängten Fensterchen, da prügelte eine ihren Kindern das Artigsein für den Vater ein und erstifte das Geschrei, indem

sie ihnen das bleischwere Deckbett über die Köpfe zog. Dort sah eine ganz Junge bei unruhig flackerndem Kerzenlicht und nähte sich rote Strumpfbündel zum Tanz.

Zu den Jagen der bröckligen Mauern zirpten die Grillen, in den Ställen schnauzte das Vieh; die Stille trug beides weit in die Runde. Verschlafen meckerte eine Ziege, ein Säugling greinte, ein Hund knurte. Dann alles ruhig, in Lautlosigkeit begraben. Man hörte das Schweigen der Sommernacht.

Aber jetzt regte sich etwas zwischen den Hecken, die den schmalen Pfad zu Mifferts Hütte einsahten. Es streifte rauschend an den Büschen entlang, die wild überhängenden Zweige knackten.

Ein paar dunkle Gestalten tappten vorsichtig die Steige hinan, man hörte unterdrücktes Flüstern und dann ein warnendes: „Pst, pst!“

In einiger Entfernung folgten noch zwei Gestalten, neugierig schlichen sie hinterdrein.

„Es et dann wirklich waahr?“ wisperte der Krummscheidt dem neben ihm Schleichenden ins Ohr. „On Se sein sicher, Hähr Schmitz? Jezmarijuseb, dän Pittchen!“

„Er is et,“ antwortete ziemlich laut und bestimmt die Stimme des Schmitz. „Meint Ihr, ich wär' umsonst stracks nach Wittlich geschäft, wat haste, wat kannste, un hät' Alarm geblasen? Der Kerl, der Esel —“

„Pst,“ warnten die Vorderen.
Zu spät! Schon wurde Mifferts Hüttenthür von innen aufgerissen, ein Lichtschein fiel ins Dunkel hinaus. Und mitten im Lichtschein zeigte sich die Gestalt des Peter, in lauschender Stellung vorgeneigt, wie ein aufgeschrecktes Wild nach allen Seiten spähend.

Den Männern stockte der Atem, sie drückten sich dichter in den Schutz der Hecke.

„Wän es elao?“ rief Peter argwöhnisch; seine Stimme klang aufgeregt. „Kogdunner, wän ramurt lao erum, dat mer net —“

„Im Namen des Gesezes!“ Mit einem Satz stand der Obergendarm vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Jugend von heute.

(Schauspielhaus.)

Die modernen Stücke des Schauspielhauses pflegt der Kritiker mit einer gewissen Resignation aufzusuchen. Er weiß von vornherein, daß er es mit einer schalen Nichtigkeit zu thun haben wird und richtet seine Gemütsstimmung danach ein, so gut oder schlecht es eben gehen will. Die Zustände im Schauspielhaus sind geradezu himmelschreiend und nur der unendlichen und höchst verwerflichen Geduld der deutschen Autoren ist es zu danken, daß nicht längst ein journalistisches Donnerwetter über die Häupter der Schuldigen herein-gebrochen ist. Wie die Dinge augenblicklich liegen, erwartet niemand etwas vom Schauspielhaus, es sei dem etwa einen neuen Beleg für die bereits hinlänglich bekannte Rizwirtschaft.

Um so freundiger wurden wir gestimmt, als „Jugend von heute“ angefetzt wurde. Unser Optimismus erwartete etwas von dem Stück und das ungewohnte Gefühl der Erwartung wirkte fast wie ein Rausch. Leider stellte sich die triste Ernüchterung, wie wir sehen werden, sehr bald ein, woraus man aber nicht schließen darf, daß wir unsre optimistischen Erwartungen so ganz und gar aus der leeren Luft gegriffen hatten. „Jugend von heute“ hatte bereits in einigen Städten Erfolg gehabt, ehe es nach Berlin kam und die bloße Thatsache, daß ein Erfolg auch einmal von Dresden ausgehen kann, war für uns schon ein angenehmer Gedanke, der zum Glauben stimmte. Dann aber war Otto Ernst — der Dichter — uns in manchen Beziehungen vorteilhaft bekannt. Nicht gerade als Lyriker und am allerwenigsten durch die taktlose Polemik, die er gegen Lyriker geführt hat, denen er nun einmal nicht das Wasser reichen kann. Wohl aber schätzten wir manches von seinen epischen Versen und vor allem schätzten wir den Kritiker, der mit großer Schärfe greifbare Gedanken und einen lustigen satirischen Anflug verband. Zumal auf den lustigen satirischen Anflug gründeten wir unsre Hoffnung.

„Jugend von heute“ sollte ja eine satirische Komödie sein und wir hofften, in ihr etwas von der satirischen Schärfe zu finden, über die wir uns in den kritischen Artikeln des Autors so oft gefreut hatten. Außerdem hat Otto Ernst schon vor mehreren Jahren ein Drama geschrieben, das unter allen Umständen etwas versprach, auch wenn man es als Erfüllung nicht gelten lassen will. In „Jugend von heute“ hofften wir nun, die früheren Versprechungen eingelöst zu finden; aber niemals sind unsere Hoffnungen elender zu Schanden geworden, als in diesem Fall.

Die Komödie richtet sich oder will sich vielmehr richten gegen gewisse Auswüchse der modernen literarischen Bewegung. Eigentlich machten sich diese Auswüchse in den Flegeljahren der Bewegung geltend und die Komödie käme somit, selbst wenn sie wirklich gut wäre, einen oder mehrere Posttage zu spät. Aber immerhin: auch heute giebt es eine Modernitätssucht, die den Spott verdient, und niemand würde diesem Spott freudiger zustimmen, als gerade wir. Nur daß wir die schalen Poffenpöpe, in denen Otto Ernst sich gefäßt, unmöglich für Spott nehmen können. Gerade sein Hauptvertreter der falschen Modernität — der Litterat Erich Gohler — ist eine durch und durch erlogene und zwar grauenhaft taktlos erlogene Gestalt. Wir sollen ihn für einen Mann von Manieren halten, der etwas auf sein Aeußeres giebt, und nur eine bestimmte Parfumsorte vertragen kann. Daneben sollen wir aber auch glauben, daß er die einfachsten Rücksichten der Höflichkeit aus dem Spiel setzt und sich betrügt, wie es sonst nur Zuhälter thun. Wir sollen ihn für einen Mann von Geist und scharfem Verstand halten. Daneben aber sollen wir glauben, daß er Ansichten vorträgt, die auf Gehirnerweichung schließen lassen. Aber selbst wenn diese Widersprüche nicht vorhanden wären, selbst wenn der eitle und selbstsüchtige Litterat richtig gezeichnet wäre, bliebe noch ein Widerspruch und zwar ein sehr schwerer zurück. Wir sollen nämlich glauben, daß dieser Herr Gohler, dessen Geschwäg auf das Publikum wie ein Brechmittel wirkt, einen jungen bedeutenden Gelehrten auf eine Zeitlang vollständig in Fesseln schlagen konnte. Mit solchen Kindereien sollte uns Otto Ernst doch gefälligst vom Hals bleiben. Wenn es ihm wirklich um etwas mehr als um einen Circusscherz zu thun war, wenn er wirklich selbst an dieses Freundschaftsbündnis glaubt, dann wäre damit bewiesen, daß er vom Wesen eines jungen produktiven Gelehrten genau soviel versteht, als vom Wesen des schillernden Litteratentums, das er geißeln will — gar nichts nämlich. Die Freundschaft zwischen Gohler und dem jungen Gelehrten aber ist der eigentliche Sinn des Stückes, der damit von vornherein ein Unsinns ist, ein trostloser, langweiliger, widerwärtiger Unsinns. Man wündet sich förmlich auf seinem Sitz und faßt sich immer wieder ratlos an den Kopf. Das Premierenpublikum des Schauspielhauses ist geistig so ziemlich das bescheidenste, das in Berlin überhaupt zusammenzubringen ist.

Troydem ist im ganzen Theater kein Badfisch beschränkt genug, um den Herrn Gohler nicht bereits nach den ersten Scenen als einen ungewöhnlichen Narren zu durchschauen. Nur der angeblich bedeutende Gelehrte braucht fünf Akte, um sich von einem Subjekt, das halb Narr und halb Schurke ist, zu trennen und wieder zu seinen braven Eltern, seiner braven Jugendgeliebten und seiner braven Arbeit zurückzulehren.

Das Milieu der jungen literarischen Bewegung ist vom Autor mit empörender Roheit verzerrt. Die jungen Leute kneipen bei ihm mit einer zweifelhaften Dame zusammen, nennen Schiller einen „Blechlopp“, grinsen über Wagner, verachten Beethoven, besudeln den „Faust“, reden läppisch von Shakespeare und lühen vor einem Bohémien, der ihnen irrsinnige Gedichte vorliest. Gedichte, über deren offensbaren Blödsinn wiederum auch die beschränktesten Spießer wiehern, während es der literarischen „Jugend von heute“ vorbehalten bleibt, sie zu bestaunen. Tod und Teufel, so liegen die Dinge nicht, und so haben sie nie gelegen, auch nicht bei den entsetzlichen Wirtstöpfen, die jemals in der modernen literarischen Bewegung aufgetaucht sind. Diese Karikaturen sind entweder ein Produkt der absoluten künstlerischen Unfähigkeit, was wir anzunehmen geneigt sind, oder aber Otto Ernst hat einen fideles Stammtischkuli für bare Münze genommen, in welchem Fall wir allerdings vor einer Komödie ständen, aber vor einer Komödie, in der Otto Ernst die komische Figur ist.

Aber nicht nur der Konflikt und die Auffassung der falschen Modernität ist am Stück unmöglich; in dieser „Komödie“ ist von Anfang bis Ende einfach alles unmöglich. Vor allen Dingen schleicht die Handlung in geradezu entsetzlicher Weise vorwärts. Die Leute stehen oder sitzen auf der Bühne herum und reden über Modernität und reden und reden, bis einen das graue Kleid ankommt. Gespräche, nahezu nichts als Gespräche. Und was für Gespräche! Keine Spur von dramatischer Wucht, ja, nicht einmal eine Spur von der theatralischen Spannung, die im ersten Stück des Dichters immerhin vorhanden war. Die Charakteristik ist entweder blaß und konventionell — wie bei den Vertretern der alten Welt — oder sie ist überhaupt nicht vorhanden. Der Dialog ist ohne jede individuelle Besonderheit, hier und da mit Witzchen gewürzt, die ein Autor, der etwas auf sich hält, nicht einmal so ohne weiteres in ein Feuilleton hinübernehmen würde. Von Anfang bis Ende die blanke Unfähigkeit, die Abwesenheit jeder künstlerischen Gestaltungskraft, die völlige Verständnislosigkeit für alles, was die junge Generation dem jungen deutschen Drama in heißen Schlachten erkämpft hat, eben die Generation, an deren verrückten Mitläufern Otto Ernst seine zweifelhaften Späße verschwendet.

Es ist schwer einzusehen, wie ein gebildeter und scharfsichtiger Kritiker ein solches Stück auführen lassen konnte. Sein Künstlererf hat einen Stoß erlitten, den er niemals ganz überwinden wird, was niemand aufrichtiger bedauern kann, als wir. Wenn wir heute die harten Worte nicht gepart haben, geschah es eben, weil wir hoffen, daß Otto Ernst aus der Selbsttäuschung zu retten ist, die ihm augenblicklich das Urteil zu trüben scheint.

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— **Straßenleben im Anfang des 17. Jahrhunderts.** In der Berliner Bibliothek hat Max Rubensohn ein kleines Buch gefunden, das eine erhebliche Anzahl Straßenausrufe aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts kennen lehrt und so einen Einblick in das Straßenleben jener Zeit gewährt. Das Büchlein gehört zu einem Quartband mit sogenannten Facetiae, d. h. allerhand scherzhaften, meist stark gepfefferten Schriften und führt den wunderlichen Titel „Sieben lächerliche Geschnälz oder Gutes Gales Ofenloch . . . und neuer Grillenschwärn.“ Gedruckt zu Mumpelskirchen bei Griz Haspelschmidt, in der Flederwischgassen. 1627.“ Das Ganze stellt ein Lieberquodlibet für studentische Kreise dar. Mitten unter die Lieberanfänge finden sich aber in der Absicht, die erheiternde Wirkung der „Geschnälz“ auf die Leser zu erhöhen, Ausrufe der Straßenhändler eingeprengt, wie sie um die Wende des Jahrhunderts in West- und Mitteldeutschland gehört werden. Aus der ausführlichen Schilderung, die Rubensohn auf Grund dieses Materials von dem Straßenleben jener Zeit in der „Frankfurter Zeitung“ entwirft, entnehmen wir folgendes:

Mitten unter der geschäftig sich drängenden Menge bewegen sich an den Markttagen die Händler, aber ihr eigentlicher Schauplatz ist nicht der Markt und ihre eigentliche Geschäftszeit sind nicht die Marktstunden: ihre Provinz sind die Straßen, ihr Beruf ist es, von Gasse zu Gasse zu gehen, auch von Hof zu Hof und hier mit lauter Stimme, umgeben von einer oft mehr schau- als lauslustigen Menge und einer lärmenden Kinderchar, ihre Waren auszurufen. Auch wir müssen, um recht viele Typen dieser Stadtreisenden und ihre Nase beobachten und registrieren zu können, es wie die Kinder machen, durch das Städtchen „bummeln“, oder auch ein paar Stunden in der Schänke verweilen, und jedesmal, wenn ein Straßenausruf sich vernehmen läßt, auf den Hof oder auf die Gasse eilen und zusehen oder hören. So eignen wir uns bald eine gewisse Routine an und lernen die Nase der verschiedenen Typen auseinanderzuhalten. Denn es sind keine willkürlichen oder gar unartikulierten Laute, die sie ausstoßen, nein, es sind in stets gleicher Folge der Worte, nach bestimmter, deutlich sich einprägender Taktbewegung mit halbvingender Stimme vorgebrachte Ausrufe, an deren Klang die Kenner, auch ohne die einzelnen Worte zu verstehen, schon merken, wer gekommen ist und seine Ware feilbietet.

Den Vortritt lassen wir billig dem Bäcker, dessen Ruf gar verlodend alt und jung ins Ohr schallt: „Ich, ich habe gute warme Semmel, kauf mir ab.“ Ihm schließt sich der Milchmann an: „Kauft gute Milch, ihr Weiber, schönes Schmalz, gute Buttermilch. . . Kauft guten Schläpplerläse.“ Diese Sorte war mir bisher unbekannt, bei der Buttermilch fielen mir dagegen sofort ein paar Verse ein, die ihre Beliebtheit und Billigkeit und zugleich die Genügsamkeit der Bewohner des Städtchens scherzhaft hervorheben. Ihre ich nicht, so waren es fahrende Schüler, von denen ich sie auf der Landstraße gehört: „Langt uns für drei Pfennig Buttermilch rein, laßt uns ein Stündlein fein lustig sein.“ Und weiter: „Die Buttermilch soll jauer sein, gießt um drei Heller Milchrahm drein.“ Wie der Milchmann, so laden auch die meisten der nach ihm erscheinenden Händler, die wir zu beobachten Gelegenheit haben, die Frauen zum Einkauf ein. Ihren Bedürfnissen an Feuerungsmaterial für Küche und Stuben gelten die Ausrufe: „Kauft gut Holz, ihr Weiber!“ . . . „Kauft gute Spän, ihr Weiber!“ Für das Nehren und Reinhalten der Dielen werden die notwendigen Requisiten teils auf Wagen, teils, wie schon bei den Holzhändlern, auf Kögen herbeigetragen. Ihr Kommen kündigt sich an mit den Aufen: „Kauft weißen Sand, ihr Weiber. . . Kauft Wesen, ihr Weiber!“ In der That sind es denn auch fast immer die Weiber, die alsbald heraus kommen und die ausgerufenen Wirtschaftsgegenstände in kleineren oder größeren Mengen kaufen. Ich wenigstens sah nur einmal — es war vor einem niedrigen Haus mit nur einem Geschoß — statt der Frau den Mann in Begleitung eines kleinen Mädchens heraustreten. Er erhandelte einen — Wesen, was zu denken gab und dem auch die herumstehenden Weiber zu allerhand spitzigen Bemerkungen veranlaßte. Sie kannten den Mann. Und wirklich, als er sich wieder seinem Haus zuwandte, hörte man alsbald lautes Geleise und Kindergeschrei. Die liebende Gattin nahm dem unglücklichen Pantoffelhelden den Wesen aus der Hand und fuhr ihn an: „Hab' ich's Dir nicht vor gesagt! Bleib mir bei der Wiegen, nimm den Fuchschwanz in die Hand und wehr dem Kind die Fliegen!“ Wir hörten ihn zwar noch ängstlich erwidern: „Sollt mir's Mägdlein — dies hatte sie barich von seiner Seite gerissen — nicht lieber sein denn das rothige Wibelein?“, aber die weiteren Prozeduren entzogen sich unsern Augen und Ohren.

Unser Aufmerksamkeit wurde auch inzwischen durch zwei neue Aufe vollauf in Anspruch genommen. Sie klangen uns fremdartig, ja zunächst unverständlich: „Kauft Flöhsesen, ihr Weiber. . . Kauft schöne Hühneralben, ihr Weiber, aber ein Mäh da.“ Bei den den Weibern so liebenswürdig angebotenen Flöhsesen wird man zunächst an jene „spitzfindigen Gasse und schwarzen Passagiere“ denken, die, wie in einem Berichte dieser nicht eben galanten Zeit behauptet wird, ihre Nahrung und Kost so gern bei denen Frauenzimmern suchen, so daß es sogar in einem bekannten, auch in den „Geschnälzen“ wiedergegebenen Liede heißt: „Die Weiber mit den Flöhen, die haben einen steten Krieg.“ Fertigten sich doch die Damen, wider die Anfechtung der stacheligen Tiere — besondere Flöhsallen an „aus Eisenbein rund ge-

dreht, um und um durchlöchert, inwendig mit Baumwolle angefüllt.“ Aber dem ist nicht so, es sind vielmehr kleine Wesen, die ausgerufen werden, dazu bestimmt, das Ungeziefer von den Pflanzen zu entfernen. Die Hühneralbe aber möchte vielleicht mancher für eine Hühneraugen-Salbe halten. Der wäre freilich im argen Irrtum. Es handelt sich, wie der Augenschein lehrt, um das krautlein *Alsi ne medica*, das Fingerkraut, eine Art Quendel, von dem der redselige Verkäufer uns versichert, daß es alle Hitze und Entzündung lösch, frisch in Fleischbrühe genossen die Würmer aus dem Leib treibe und das Geblüt reinige, in Del oder Butter geröstet und warm über den Leib gelegt, das Bauchgrimmen beseitige; ja, mit Honig gemischt, tilge sein Saft die Flecken im Auge und auch den Kindbetterinnen leiste es, unter die Achsel gelegt, gute Dienste, wenn sie die Milch vertreiben wollten. So versteht man denn den starken Zuspruch, den die Hühneralbe (oder Hühnerferbe, diese Tiere sollen die Pflanze nämlich ebenfalls bevorzugen) findet.

Während die Frauen noch den Wagen des Hühneralbenhändlers umsehen, ertönt schon wieder ein neuer Ruf, mit durchdringender Stimme in langgezogenen Tönen ausgestoßen und offenbar vielen, die alte Sachen loswerden und einen kleinen Nebenverdienst sich verschaffen oder Bilder und dergleichen dafür eintauschen möchten, willkommen. Ein gar possierlich aussehendes Männchen ist es, das die indistrete Frage an seine werthe Kundtschaft richtet: „Galt's keine alten Schuh' do?“ Dem Trödler folgt ein auf uns unbeteiligte Zuschauer noch komischer wirkender Mann in wahrhaft malerischer Tracht. Es ist der Kesselflicker. Er ruft: Kessel, Wältern (Mülden, Tröge), binden, Pfannen fiden, Kessel, und zahlreiche Kunden finden sich ein. Nicht weniger drollig wirkt der Mann, der uns bald entgegentritt. Schon die Art, wie er seine Waren trägt, gewissermaßen als Pantier sie bemut, regt die Lachmuskeln an. Wer er sei, zeigt sein Auf: „Schlöfsege, Höderlumpen!“ Letztere könnten freilich auch einen Lumpensammler verraten, der im Nebenamt den Schornstein reinigt. Der gebildetste aber von allen diesen Ausrufern, nicht bloß deshalb, weil er für die Bedürfnisse der Schreibenden Welt unsres Städtchens Sorge trägt, sondern auch weil er entsprechend dieser hohen Aufgabe zu einer „mufftalißigen“ Dabietung sich aufschwings, ist der letzte in unrer Liste. Das wunderliche Präludium für seinen rhythmisch trefflich geordneten Ausruf ist eigentlich nur durch Noten wiederzugeben:

Dirint dint dint, guter sind dint dinten!
Gute Dinte, gute Kreide, guten Strenfand!“ —

Theater.

ca. **Lessing's Theater:** Die drei Töchter des Herrn Dupont. Schauspiel in vier Aufzügen von Eugène Drieux. — Eine böse, aber nicht starke Satire auf bürgerlichen Eheschacher und Geldmoral. Um etlicher tausend Mark willen werden alle menschlichen Verhältnisse und Beziehungen besüßelt. Sie heucheln und betrügen, überlisten sich und lügen aus Grundsg. Der Vater überverteilt seine Kinder, Mann und Weib beschwindeln einander, und die angeheirateten Verwandten lassen auch die letzten Schleier geheuchelter Pietät fallen in ihrem rohen Kampf um den Vorteil. Das ursprünglich Gute und Reine verborst in diesem Dunstkreis. Von den drei Töchtern des Buchdruckereibesizers Dupont wird die älteste in die Fremdenlegion der „Verlorenen“ gekehrt, die zweite verwitwet ehelos, sich mühsam an kunstgewerblicher Arbeit anrecht haltend, die dritte wird an den ersten Besten verpuppelt, der ihr für ihre Mitgift Obdach und Brot giebt. Die Verhehlung dieser jüngsten Tochter und ihre innerliche Entfremdung von dem gekauften und künstlichen Gatten schildert das Schauspiel, das mit der Aussicht auf eine Ehebruchskomödie schließt.

Das Drama enthält wichtige Einfälle, seine Beobachtungen und selbst ergreifende Einzelheiten. Aber die Anlage des Stüdes ist kräftiger als seine Ausführung. Eine martige Handschrift, die auf durchgesetztem Papier geschrieben ist. Der Autor streut reichlich Motive aus, die aber nicht dramatisch aufgehen und emporwachsen. Das herb-satirische reizt zum Späßhaften, und weil das Gelächter des Anklägers nicht ernstlich genug ist, darum wirkt auch der Ernst nicht ganz aufrichtig. Die Charakteristik ist allzu deutlich und derb, sie ist überlichtet. Das Selbstverständliche wird grob unterstrichen und überall glaubt man in Parenthese ein Hör! Hör! zu vernehmen. Die große Kunst der Andeutung, die den Dramatiker schafft, ist dem Verfasser fremd.

Die Darstellung war im Ernst glücklicher als im Satirischen. Sie war, anstatt zu dämpfen, noch greller, als das Stück an sich ist. Man vertief in den Blumenthal, der diesem immerhin literarisch strebenden Werke Unrecht thut.

An dem lauen Weisfall, den die „Drei Töchter“ fanden, beteiligte sich nur ein kleiner Teil des Publikums; dem das Schauspiel unbehaglich war, offenbar weniger deshalb, weil es dem künstlerischen Ideal zu fern bleibt, als vielmehr, weil es dem bürgerlichen Leben zu nahe kommt. —

Kunst.

c. **Zwei neue Handzeichnungen** Albrecht Dürers. Ein wertvoller Fund, zwei Handzeichnungen Albrecht Dürers aus seinen reifsten Jahren werden im Februar-Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst“ von Gustav Pauli veröffentlicht. Die beiden Blätter, die der Aufmerksamkeit der Kenner bisher entgangen sind, befinden

sich jetzt in der Sammlung von Lanttas in Prag. Von besonderem Interesse ist eine in bräunlicher Tinte ausgeführte Federzeichnung, die als Studie zu der bekannten Eisenradierung „Die Entführung“ vom Jahre 1516 anzusehen ist; das Blatt mißt 251 : 203 Millimeter. Die Hauptgruppe ist nicht nur in den allgemeinen Dimensionen, sondern auch in allen wesentlichen Konturen auf der Zeichnung der Radierung völlig gleich; andererseits sprechen eine Reihe von Verschiedenheiten in der Ausführung dagegen, daß die Zeichnung etwa nur eine Kopie wäre. In der Radierung handelt es sich um eine Phantasierdarstellung aus der Fabelwelt: Das Tier, auf dem der das Weib entführende Mann sitzt, ist ein Einhorn, dessen Körper ein Zwitterding zwischen Bock und Pferd darstellt, und der landschaftliche Hintergrund zeigt einen See, aus dem sich kleine Inseln mit Wohnhäusern erheben. Die Zeichnung magt dagegen den Vorgang plausibler; es hat ein Kampf zwischen Menschen stattgefunden, die Leiber der Erschlagenen liegen am Boden und der Sieger reitet auf einem wirklichen Pferde mit seiner schönen Beute über sie hinweg. Ein Kopist würde schwerlich auf das Fabelwesen verzichtet und sich auch nicht der Mühe unterzogen haben, den Bau des Pferdes da, wo er in der Radierung durch phantastische Zuthaten verdeckt ist, selbst zu studieren. Auch ist nicht anzunehmen, daß das Blatt nur eine Kopie des Originalentwurfs ist, da die Zeichnung gegenüber der Radierung unverkennbare Vorzüge aufweist. Der Ausdruck auf beiden Gesichtern ist auf der Zeichnung lebhafter als auf der Radierung; in den Augen des Weibes ist der entsetzte Ausdruck hier besser charakterisiert als in dem starren Bild auf der Radierung, und auch bei dem Reiter ist nur auf der Zeichnung in dem Gesicht die Anstrengung angedeutet, die ihm das Tragen des Weibes verursacht. In der Art der zeichnerischen Behandlung findet sich nichts, was dagegen spräche, daß es sich um eine Originalzeichnung Dürers handelt. Das andere Blatt, das 100 : 130 Millimeter mißt, enthält in Federzeichnung mit schwarzer Tusche zwei Skizzen zu einer Maria mit dem Kinde. Sie sitzt in weitem vielfaltigem Kleide dem Beschauer zugewandt und reicht dem Kinde die Brust. Die rechte Hand stützt den Kopf des Knaben, die Linke, über die der Vermal weit zurückgestreift ist, hält das rechte Fäßchen des Kleinen. Das Gesicht zeigt die bekannten Züge mit dem Größchen im kräftig gerundeten Kinn, den vollen Mund und die schweren Augenlider, die eine Eigentümlichkeit bei den Angehörigen von Dürers Agnes gewesen zu sein scheinen. Unmittelbar daneben, in der unteren rechten Ecke erscheint das Paar noch einmal, kleiner und flüchtiger gezeichnet. Maria drückt das Kind lieblosend an sich, und dieses greift mit dem rechten Händchen in den Ausschnitt ihres Kleides. Nach dem Charakter der Zeichnung ist die Zeichnung um 1515 anzusehen. Es handelt sich augenscheinlich um nicht zur Ausführung gelangte Entwürfe zu einem jener Bildchen, der Maria mit dem Kinde, wie sie Dürer gern im Kupferstich oder Holzstich veröffentlichte. Das Monogramm fehlt, hat aber vielleicht an den Seiten oder unten gestanden und ist bei der Verkürzung des Blattes abgebrochen. Lanttas hat die Zeichnung 1897 von Colnaghi in London erworben. —

Archäologisches.

— Ueber den Einsturz im Ammonstempel von Karnak, der Anfang Oktober vor. Js. gemeldet worden ist, hat Regierungsbauinspektor Dr. Vorchardt in Kairo der Berliner Akademie der Wissenschaften einen ausführlichen Bericht erstattet, worin er insbesondere auch die Ursachen des Einsturzes dieses einzigartigen Bauwerks einer eingehenden Erörterung unterzieht, die insofern auch einen praktischen Wert hat, als sie für die Wiederherstellungsarbeiten an andern gleich gefährdeten Denkmälern gute Früchte tragen kann. Nach Vorchardt sind die Ursachen des Einsturzes keineswegs in einem Erdbeben, sondern zunächst in den Mängeln der ursprünglichen Konstruktion und des Materials zu suchen. Mechanische Bindemittel sind nirgends bei den Säulen verwendet, sondern nur dünne Schichten weissen Mörtels füllen die Fugen; auch bei der Restaurierung hat man die Verwendung von Dübeln und Klammern verschmäht. Dazu ist dann die Verschlechterung der Konstruktion und des Materials durch die Zeit — 3200 Jahre — gekommen. Die steinernen Dachbedungsplatten fehlen bis auf geringe Reste gänzlich; sie sind wohl eben so wie die Fußbodenplatten, die auch verschwinden sind, für irgend welche andre Bauteile weggeschleppt worden. Das Fehlen der Dachbedungen, für die bei Beginn der Restaurierung des Tempels hätte Ersatz geschaffen werden sollen, ist besonders verhängnisvoll geworden. Auch das wohl schon sehr frühzeitige Herausreißen der Pflasterplatten hat dabei mitgewirkt, und ferner hat die Vertiefung des Bodens durch die Ausgrabung dazu beigetragen, die Standsicherheit der Säulen zu verringern. Alle diese Thatfachen haben aber nur den Sturz erleichtert; herbeigeführt wurde er durch die künstliche Ueberflutung des Tempels, durch das Wasser, welches man seit vier Jahren bei hohem Nils abstrahlte in den Tempel hineinfleitete. Das geschah zu dem Zwecke, um das forrobierende Salz aus den Steinen herauszuziehen. Aber gerade durch diese vermeintliche Schutzmaßregel hat man den Ruin des Tempels herbeigeführt. Im letzten Jahre, das einen außergewöhnlich niedrigen Wasserstand hatte, hatte man noch einen in der Nähe des Tempels vorbeigehenden Kanal geöffnet und ihn so gefüllt, daß das Wasser im Säulensaal etwa 1,20 Meter über Terrainhöhe stand. So lange es ruhig dastand, that es keinen Schaden. Als es aber abließ, sickerte es, da ein Teil sich nach unten

durch die weiche Ackerde seinen Weg suchen muß, durch die Säulensfundamente, deren Fugen es mit Mischlamm füllte und deren an sich sichern losen Zusammenhang es vollends löste. Das war die unmittelbare Ursache des Einsturzes des Tempels. —

Medizinisches.

t. Wie lange die Bakterien den Menschen überleben, hat Dr. Klein durch eingehende Untersuchung im „Centralblatt für Bakteriologie“ festgestellt. Die Forschungen wurden in der Weise ausgeführt, daß die Leichen von mit bestimmten Krankheiten behafteten Tieren begraben wurden und daß man dann nach verschiedenen Zeitabständen den etwaigen Gehalt ihrer Organe an lebenden Bakterien ermittelte. Die bekanntesten Eiterbacillen aus der Familie der Staphylokokken konnten noch 28 Tage nach dem Begräbnis lebend nachgewiesen werden. Ein längerer Aufenthalt unter der Erde wird aber auch für sie tödlich, nach längstens sechs Wochen schienen sie völlig abgestorben. Der Cholera bacillus bewahrt seine Lebenskraft 19 Tage lang, nach 28 Tagen aber fand er sich in keinem einzigen Individuum mehr keimfähig. Die Widerstandskraft des Typhusbacillus ist etwa die gleiche. Der Erreger der Pest, der nach 17 Tagen noch Leben zeigte, war nach drei Wochen völlig abgetötet. Am meisten wird der Tuberkelbacillus von dem Aufenthalt unter der Erde angegriffen, und er scheint die Bestattung des Tieres oder des Menschen, in dem er seine Verheerungen angerichtet hat, nur um eine ganz geringe Zeit zu überdauern. Klein hat ihn wohl noch lange darauf untersucht in den tierischen Organen nachweisen können, aber das Leben schien aus den winzigen Stäbchen geschwunden zu sein, denn sie lieferten nicht nur keine Nachkommenschaft, sondern vermochten auch nicht mehr die Krankheit auf andre Tiere zu übertragen. Es ist aber nach den geschilderten Untersuchungen wahrscheinlich, daß weitaus die meisten Krankheitskeime noch unter der Erde wochenlang ihre Lebensfähigkeit und damit auch ihre ansteckende Kraft bewahren. —

Humoristisches.

- Dorfpolizei. Bürgermeister (zum neuen Dorfpolizisten): „... Also, sei sei ordentlich im Dienst, und wenn a Fremder was anstellt, zeigst D' mir ihn an!“
- Suggestionversuch. Gattin: „Das muß Dir schmecken, Otto — im Kochbuch steht: ich meck ich gut!“
- Wochhaft. Kundin (ihre Bilder abholend): „Das Portrait hat eine überraschende Ähnlichkeit!“
Photograph (geschmeichelt): „Nicht wahr?“
Kundin: „Ja; aber nicht mit mir, sondern mit meiner Großmutter!“

(„Megg. hum. Bl.“)

Notizen.

- Die erste Aufführung von Max Halbes „Das tausendjährige Reich“ im Deutschen Theater ist auf den 24. Februar festgesetzt. —
- Das Belle-Alliance-Theater bereitet Kenter-Vorstellungen vor, mit Emil Richard aus Württemberg als Gast und einem besonders zusammengestellten Ensemble. Das Repertoire stellt sich wie folgt zusammen: Freitag: „Onkel Bräsig“; Sonnabend: „Ländchen und Kinckel“ (mit lebenden Bildern). Same Abteschied, Bräsig letztes Stündlein, Sochen Pösel. Sonntag: „Hanne Nüte oder de litte Budel“, Volksstück in 5 Aufzügen. —
- Das Schöffel-Denkmal in Säckingen soll im Juni eingeweiht werden. Es sind bis jetzt an Beiträgen ca. 17000 M. eingegangen, wozu noch ein Beitrag der Stadtgemeinde von 2-3000 M. kommt. —
- Im März sollen in Paris einige Konzerte veranstaltet werden, die hauptsächlich deutsche Musik bringen werden. Als Solisten sind nach einer Mitteilung des „D. L.“ Lili Lehmann und Louise v. Ehrenstein, ferner Ladislans Mierzwinski und Theodor Reichmann bereits gewonnen. Wegen der orchestralen Leitung sollen Verhandlungen mit Dr. Mend und Gustav Mahler, mit Siegfried Wagner und Engelbert Humperdinck angebahnt sein. —
- Im Mailänder Teatro Podrammatici wurde Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ in italienischer Sprache aufgeführt und fand trotz schlechter Darstellung Beifall. —
- Gemma Bellincioni soll die Absicht haben, sich nach ihrer gegenwärtigen Tournee durch Rußland von der Bühne zurückzuziehen und sich zu verheiraten. —
- Zu Schaerbeek, dem Brüsseler Vorort, starb im 81. Lebensjahr der belgische Marinemaler Clays. —
- Das militärisch-geographische Institut in Florenz bereitet eine neue wissenschaftliche Aufnahme des Weins vor. Die letzte genaue Karte, in dem Maßstabe von 1:10000 ausgeführt, stammt aus dem Jahre 1875, doch hat sich inzwischen durch neue Ausbrüche des Kraters die Oberfläche des Berges, besonders im Norden und Westen nicht unbedeutend verändert. —